

Nr. 153. Bromberg, den 6. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(25. Fortsetzung.) ———

An dem Tage des nächsten Jahres, als er sechzehn wurde und als Sekundaner schon lange Hosen trug, kam er zu ihr, sich seinen Glückwunsch zu holen. Da fand er kein Geschenk, sondern die Großmutter sagte: „Heute will ich dir etwas Besseres geben, als eine Uhr oder eine Schlipsnadel. Heute will ich mit dir von deinem Großvater sprechen, wie man zu einem Erwachsenen spricht.“

Das war wie ein Ritterschlag.

Von da an traten sie sich immer näher, so weit es bei dem großen Altersunterschied und ihren grundverschiedenen Naturen möglich war.

Paul Heinecken hatte seine vier Kinder alle gut und sorgsam erzogen. Allerdings hatte sich die Erziehung von seiner Seite meist darauf beschränkt, zu sagen: „Zankt euch doch nicht immer. Paul, wackel' nicht mit dem Stuhl! Wenn ihr Lärm machen wollt, geht hinaus.“

Daß sie dabei ordentliche Menschen wurden, verstand sich von selber. Man wurde in einer anständigen Hamburger Familie ganz von selber ein ordentlicher Mensch. Und Töchter — Töchter natürlich erst recht.

Die gingen ihre zehn Jahre zur Schule, wischten nachher Staub, lernten ein bißchen Kochen und Reinmachen und Nähen, so viel wie eben jede Hausfrau davon verstehen muß, dann gingen sie auf Bälle und Gesellschaften, und wenn sie in die Zwanzig kamen, heirateten sie. Besonders wenn sie Geld hatten.

Paul Heineckens Töchter hatten Geld.

Soltaus Energie hatte damals gesiegt, als Heinecken Terrain kaufen sollte. Seine Zehntausend in Pferdebahnaktien waren in dies Geschäft gesteckt worden, und von Jahr zu Jahr stiegen die gekauften Grundstücke im Wert. Das kleine Kapital verzehnfachte sich, wurde in neuen Unternehmungen gleicher Art angelegt, jedesmal mit einem ähnlichen Kampf zwischen ihm und dem alten Jugendgenossen, und nun war Heinecken ein Mann, der seine halbe Million besaß. Das war ein gutes sicheres Vermögen. Zumal man annehmen konnte, die Terrains an der Wandsbeker Chaussee, in denen jetzt ein Teil des Geldes steckte, würden sich bald tüchtig heben.

Also sollte Anna nun doch endlich einmal den Herrn Habermann erhören, der sie seit zwei Jahren umwarb. — Sie wurde einundzwanzig, das war die rechte Zeit zur Heirat.

Ihm war der Herr Habermann ja nicht so sehr an das Herz gewachsen. Er dröhnte ihm zu viel, man hatte stets das Gefühl: Aus dem Lexikon brav präpariert. Doch Minna sagte, er sei ein solider und anständiger Mann, und Anständigkeit war schließlich die Hauptsache in der Ehe.

Mit einemmal wollte Anna nicht.

Bisher hatte sie gelacht, nun wurde sie ernstlich widerspenstig.

Was war da vorgegangen? Nicht viel, nur eine kleine Unterredung zwischen ihrer Schwester Minna und Bernhard Soltau.

Minna kannte die heimliche Neigung der Schwester. Sie fragte einmal darum den alten Kameraden so ganz harmlos: „Na, wann kommt Hans denn nun eigentlich aus Montevideo zurück? Seine drei Jahre sind doch um.“

„Ja, der — Der kommt so leicht nicht wieder nach Hamburg.“

„Warum denn nicht?“

„Er hat damals allerhand Dummheiten gemacht.“

„Ach ja,“ sagte Minna leichthin, als sei sie ganz eingeweiht, „er hatte damals die Freundschaft mit der kleinen Ballettdame, nicht? Und dein Vater war ärgerlich darüber.“

„Ärgerlich ist gut. Wütend war er, als er dahinter kam. Was meinst du wohl, was die Freundschaft, wie du es nennst, gekostet hat? Hans hatte Schulden gemacht, die Papa zahlen konnte. Nette Schulden. — Sie sind sich damals eklig in die Haare geraten.“

„Ich weiß,“ — sie wußte gar nichts — „aber das sind doch nun alte Geschichten. Darüber ist doch Gras gewachsen. Deshalb könnte er immer zurückkommen. Und die Mimi Günter hat ja inzwischen den alten Weinmann geheiratet. Die ist doch nicht mehr gefährlich.“

„Minna,“ sagte Bernhard, „ich will dir was sagen, was ich sonst nicht erzähle, aber wir sind ja wie Geschwister. Er ist drüben schon wieder an einer Schürze hängengeblieben. Eine Kreolin. Witwe, sieben Jahre älter als er. Die will er heiraten. Mein Alter rast. Schreibt ihm Briefe, die er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird. — Siehst du, der kommt sobald nicht wieder. Wenn er auch die Kreolin nicht nimmt — hier in Hamburg bei Vater läßt er sich nicht sehen.“

„Ein netter Jüngling“, meinte Minna, als ginge sie das sehr wenig an. „Wenn ich denke, wie wir immer zusammen gespielt haben. So was hab' ich ihm wirklich nicht zugetraut. Und deine Mutter? Was sagt die dazu?“

„Sie sagt nicht viel. Heimlich weint sie. Hans war doch immer ihr Liebling. Ich werde ihm in ihren Augen nie das Wasser reichen. Siehst du, das sieht bei uns alles so schön aus, seit Papa die großen Gelder mit den Grundstücken verdient, aber es ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Hans ein Leichtfuß, Erich gefallen — na, Elfie mag ja mal ein strahlender Stern werden.“

„Einstweilen hat sie mehr Anlage zu einem netten kleinen Satan. Satan mit Taubenaugen. Sie spielt Fritz gegen Paul aus und Paul gegen Fritz. Und trotz ihrer zwölf Jahre hat sie schon einen Obersekundaner vom Johanneum, der ihr die Mappe nach Hause trägt und ihr das Pferdebahngeld bezahlt.“

„Unsinn. Sie bekommt doch Taschengeld genug.“

„Das läßt sie beim Konditor.“

Bernhard ärgerte sich. So was sollte man seiner Schwester nicht nachsagen. Mappe tragen — gut. Hatte er auch getan. Aber Pferdebahn bezahlen lassen, wenn man eine Soltau war? — „Woher weißt du denn das?“

„Ich stand neulich hinten, als sie mit dem Jüngling drinnen saß. Sie waren so drin vertieft, sich schöne Augen zu machen — weißt du, ich hab' mich amüsiert, wie der Nickel das schon verstand, und sie sprachen so eifrig, dicht an der Tür sitzend, daß ich alles mitgenoß."

„Ich werde ihr mal den Marschblasen. — Das dumme Ding." Im Grunde vergötterte er die kleine Schwester. „Es ist das südländische Blut in uns, glaub' ich, daß wir so allerlei Neigungen haben —" Er brach ab.

„Na, du bist ja ein anerkannter Ballöwe, aber sonst hab' ich doch nichts Schlechtes von dir gehört."

„Danke. Nein, ein Schürzenjäger bin ich nicht". Was wußte sie davon, daß ihn das Glücksspiel lockte und ein Fieber in seinem Blut wachschürte, schlimmer als alle Verliebtheit. —

Minna fand abends beim Zubettgehen — Dora als Jüngste hatte ein Stübchen für sich — vorsichtige Worte, Anna von der gänzlichen Aussichtslosigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. „Und sieh mal, Anna, du bist nun einundzwanzig, und seit sieben Jahren wirbt dein Herz um ihn wie Jakob um Rahel. Mein Got ja, damals waren bessere Zeiten, solche Männer gibt es nicht mehr. Findest du nicht, daß du eigentlich genug für ihn getan hast? — Ich würde sagen: So leb' denn wohl mein lieber Schwan, und würde den Herrn Habermann nehmen."

„Eher geh ich in die Alster."

„Da ziehen sie dich wieder raus. Außerdem kannst du schwimmen."

„Ich mag ihn nicht. Und wenn Mutter ihn mir noch so viel anlobt."

„Hast du denn nicht einen andern, der es ernst meint?"

„Rudolf Beier?" sagte Anna überlegend. „Der wollte wohl ernstlich, aber ich war nicht nett gegen ihn. Der hat sich zurückgezogen. — Nein," sie wurde hitzig, „überhaupt nehm' ich nicht den ersten besten, bloß weil Hans solch ein Filou ist. Ich bleibe ledig."

„Das kannst du ja tun. Leicht wird es dir nicht werden. Mama hat sich nun einmal darauf versessen, daß wir heiraten sollen. Und du sollst anfangen. Alles nach der Ordnung. Aber, wenn du lieber ledig bleibst — so wie Madame Hellwig — ach nein, die ist ja mal verheiratet gewesen, es ist nur so ewig lange her. Möchtest du so werden, wie die? Immer nur so für dich leben und nichts denken, als deine werte Gesundheit, und ob der Kaffee auch recht heiß ist, und die Semmel recht kroß, und das Waschwasser richtig pemperiert? denn so werden die Menschen, die nichts anderes zu denken brauchen, als an sich selber."

„Was du alles weißt. — Ich —" Sie überlegte. „Ich werde mir einen Lebenszweck schaffen."

„Da bin ich begierig, wie du das machen willst."

„Ich werde mein Examen als Lehrerin machen." Als Minna ganz erstarrt schwieg, fuhr sie lebhaft fort. „Gedacht hab' ich schon lange dran, seit Doktor Bubedey Papa von dem Seminar erzählte, das sie bei der Klosterschule angliedern. Wir haben doch eigentlich nicht besonders viel gelernt in der Schule. Ich möchte ganz gern mehr wissen"

„Lehrerin willst du werden? Dich mit den ungezogenen Gören 'rumärgern. Na, du hast Mut."

Drei Tage später dachte Paul Heinecken, der Himmel solle einstürzen, denn seine Tochter Anna eröffnete ihm ganz sicher und ruhig, sie wolle das Seminar besuchen.

So was tut man doch nicht. Das sah ja aus, als stände er vor dem Konkurs. Sie mußte direkt krank sein. Dann doch lieber den Herrn Habermann.

Anna steckte sich hinter Adelheid. Die durchschaute die Zusammenhänge, die den Eltern unklar blieben, und sie fand auch das Mittel, ihren Stiefsohn gefügig zu machen.

„Es sollte so sein, daß die Töchter der ersten Hamburger Familien auch die ersten wären, diese neue Hamburger Einrichtung zu benutzen. Soviel ich hörte, wird da eine Musteranstalt geschaffen. Erste Lehrkräfte, glänzende Lehrmittel, schöne Räume. Wenn ich jung wäre, ich würde meinen Ehrgeiz darein setzen, zu denen zu gehören, die als erste durch das Examen gehen. Hamburg ehrt seine Töchter mit diesem Seminar, so sollen es seine Töchter es wieder ehren durch glänzende Leistungen."

„Hamburg!" Das war ein Zauberwort für Paul Heinecken. So trocken er war, drei Dinge gab es, die waren ihm an das Herz gewachsen. Seine Rosen, seine Bilder und seine Vaterstadt. „Wenn du es so ansiehst, Heide — das hat etwas für sich."

„Aber die Leute werden sagen, Anna Heinecken wird ein Blaustrumpf", seufzte seine Frau. „Wenn sie die drei Jahre da auf der Schule gesessen hat, dann ist sie vierundzwanzig. Und dann noch das Examen — kein Mensch heiratet sie mehr."

Trotz dieser Klage der Mutter erreichte Anna ihren Willen. Ostern fünfundsiebzig trat sie in das Seminar ein.

Das war eine bittere Nuß für die Mutter, die sie viel lieber im Brautkleid als im Schulkittel gesehen hätte.

Es kam aber noch ärger.

Eines Tages ließ sich — es war Sonntag — ein Herr Martin Stolle melden. Er bitte um eine persönliche Unterredung mit Herrn Heinecken.

„Stolle? Stolle?" brummte Paul. „Hab' ich nie gehört. Wie sieht er aus, Line? Doch kein verkappter Bettler?"

„Nein, Herr Heinecken. Ein Herr. In weißer Binde und Zylinder."

„Binde und Zylinder? — Na, laß ihn in mein Zimmer. Wenn es ein Besuch nur für mich ist." Er wandte sich an die Töchter, die noch am Frühstückstisch saßen, denn Sonntags war das zweite Frühstück eine ausgedehnte Sache. „Kennt ihr einen Herrn Stolle?"

„Nein," sagten Anna und Dora. Minna klopfte umständlich ein Ei auf und antwortete nicht.

Guten Tag", sagte Paul Heinecken und sah den Besuch nicht an. „Bitte, nehmen Sie Platz. Womit kann ich Ihnen dienen."

„Ich wollte Sie um die Hand Ihrer Tochter Minna bitten, Herr Heinecken."

„Was? Was wollten Sie?"

„Sie um die Hand Ihrer Tochter Minna bitten."

Paul wandte die Blicke dem Fremden zu. Ein schlanker, dunkler, ganz gut aussehender junger Mann. Einen Schmiß hatte er quer über die linke Backe. Anzug anständig, aber nicht vom ersten Schneider. Stiefel blank, aber keine Lackschuhe, was sich bei solcher Gelegenheit wenigstens gehört hätte.

„Ich kenne Sie ja gar nicht, junger Mann." Und aus seiner Verblüfftheit in Ärger übergehend: „Wie kommen Sie dazu, einfach hier in mein Haus zu kommen —"

„Ihr Fräulein Tochter hat mir das Recht dazu gegeben."

„Minna —" Da versagten ihm doch die Worte.

Herrn Stolle schien das nicht unangenehm. Er ließ sich nieder, stellte den Zylinder auf den Teppich neben sich und setzte auseinander, wer er sei, und woher er stamme.

Heinecken entsetzte sich.

Also Referendar war der junge Mann. Stammte aus Perleberg. Vater war Kantor der dortigen Kirche gewesen. — Ja, Schätze hatte er nicht, aber ein gutes Examen hatte er bestanden. Und in Wandsbek bei einer Schulfreundin hatten sie sich kennengelernt. In zwei Jahren konnte er den Assessor machen. Dann kam in absehbarer Zeit die Anstellung. Irgendwo im deutschen Vaterland würde sich schon ein Amtsrichterposten finden. Sie waren ja jung, sie konnten ja noch ein bißchen warten. Und wenn das Gehalt auch nicht glänzend war, er war nicht verwöhnt, er stellte keine Ansprüche —"

Da riß Paul Heinecken doch die Geduld. „Ja, Sie, Herr, Sie stellen keine Ansprüche! Gut gesagt. Und kommen hierher und verlangen so schlankweg meine Tochter! Meine Tochter! — Mir scheint, meine Tochter hat keine Ansprüche gestellt." Er wurde ordentlich bissig. Dies ging doch über Kreide und Rotstein.

Herr Stolle lächelte malitiös, beherrschte sich und fragte, ob Herr Heinecken nicht wenigstens Erkundigungen über ihn einziehen wollte. Er arbeite zur Zeit auf dem Wandsbeker Gericht. Die Herren dort würden sehr gern bereit sein —

Aber Heinecken wollte nicht. Durchaus nicht. Seit wann war es Sitte, daß ein Hamburger aus altem Hause, wohlhabend, angesehen, seine Tochter solchem Habenichts gab, der noch dazu nicht Kaufmann war. Ja, ein Hamburger Jurist, einer, dessen Vatersnamen Klang hatte, einer, der vielleicht mal Senator wurde, oder doch

wenigstens einer von den angesehenen Rechtsanwälten — aber so!

Herr Stolle mußte gehen mit sehr wenig Aussicht auf Minnas Hand. Es gab große Aufregung im Hause, Tränen, bockige Verbissenheit der Tochter, viele Reden der Mutter, allgemeine Mißstimmung und Unbehagen. Natürlich sprach Mutter Minna mit ihrem Vater darüber und mit Adelheid. Ladwig sprach mit Madame Hellwig, Madame Hellwig erzählte es Frau Soltau, so ging es aus einem Haus in das andere.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Thorner im Kriege 1870/71.

Nach Familienaufzeichnungen über die Kriegserlebnisse des Landwehr-Infanterie-Bataillons Thorn

von Emil Walter.

(Schluß.)

V.

In der Nacht begab sich Werder mit seinem Generalstabchef Oberstleutnant v. Leszinski von Frahier nach Argiésans — zwischen Belfort und Héricourt gelegen — zu einer Aussprache mit Generalmajor v. Treskow I vom Belforter Belagerungskorps. U. a. wurde dabei die Verstärkung der Division Schmeling durch die Brigade Zimmermann vom Belagerungskorps verfügt.

Die Landwehrbrigade Zimmermann rückte in den ihr zur Verteidigung zugewiesenen Abschnitt der Lisaine-Linie.

In der Nacht zum 14. Dezember griff der Feind schon heftig an und kam bis auf 30 Schritt in die Nähe des Thorner Bataillons. Da erhielt Tilk den Befehl, mit dem Regimentsstabswagen, den er durch Zusammenrequirieren wiederhergestellt und dem er durch einen grünen Farbenanstrich ein besseres Aussehen gegeben hatte, nach Dambenois zu fahren. Hierdurch kam er wieder in die Feuerlinie von Belfort.

Weitere Märsche brachten die Thorner an das Ufer des Doubs. In der Nacht hatten die Badenser eine Pontonbrücke über den Doubs geschlagen und die Thorner überquerten als erste Formation den Fluß. Gegen Mittag gelangte das Bataillon Thorn in Pontarlier ins Quartier. Auf diesem Marsch fand man auch die Spuren des Elends, das sich allmählich in die feindliche Armee eingeschlichen hat. Der Weg war besät mit den großartigen, metallenen, martialisch aussehenden Helmen der französischen Kavallerie mit den fast ½ Meter langen Roßschweifen.

In der eigentlichen Stellung von Frahier bis Monbéliard (Mömpelgard) hatte das Bataillon Thorn den Kirchhof von Héricourt besetzt, während die Bataillone Graudenz, Ortelsburg und Osterode die Stadt hielten. Kavallerie des Oberst von Willisen brachte Nachricht von dem Anrücken der Division Cremer an der Nordfront der Werder-Armee. Hier lief die Werder-Armee Gefahr, umzingelt zu werden. Dazu kam, daß in der Nacht starker Frost eingetreten war. Die Lisaine, die Allaine und der Rhein-Rhone-Kanal waren zugefroren, sodaß Infanterie und selbst Kavallerie hier der Werder-Armee in den Rücken fallen konnte. Manteufel war erst in 5 bis 6 Tagen mit Verstärkung für die Werder-Armee zu erwarten. Werder dachte schon daran, seine Stellung an der Lisaine aufzugeben. Er sandte deshalb ein Telegramm an Moltke nach Versailles. Dieser las das Telegramm dem Bundesfeldherrn der deutschen Heere, dem alten König Wilhelm, vor und fügte mit unerschütterlicher Ruhe hinzu: „Eure Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General v. Werder geantwortet werde, er habe einfach stehen zu bleiben und den Feind da zu schlagen, wo er ihn findet.“ Moltkes Vorschlag wurde angenommen.

*

In 3tägigem harten Ringen an der Lisaine siegte Werder über Bourbaki, noch ehe Manteufel zu Hilfe eilen konnte. Eine Verfolgung des Feindes im großen Stiel konnte Werder nicht aufnehmen, da er dazu zu schwach war.

*

Das Regiment v. Krane hatte indessen bei Pontalier ein kleines Gefecht zu bestehen. Nach kurzer Zeit wurde aber der Feind geschlagen und 2 feindliche Kompanien ergaben sich. Nach einer geruhsamen Mittagspause wurde der Marsch fortgesetzt. Es ging nun weiter nach Bellevaux, immer hohe Berge hinauf, auf schlechten, teilweise vereisten Wegen. Im nächsten Ort sprengte ein Meldereiter ins Quartier und sagte, soeben sei ein Pfarrer in einem Schlitten angekommen mit einer weißen Fahne in der Hand, der erklärte, daß Waffenstillstand sei. Der Divisionskommandeur v. Schmeling klärte jedoch den Mann darüber auf, daß sich dieser Waffenstillstand nur auf Paris und die Nordarmee bezöge, nicht aber für die Werder-Armee bindend sei.

In Pierre Fontaine les Varaus, 2 Meilen von Pontarlier kam unter Parlamentärflagge eine größere Anzahl französischer Offiziere in prachtvollen, goldstarrenden Uniformen auf jämmerlichen Pferden, um gegen das Angreifen der Division Schmeling zu protestieren. Sie erhielten dieselbe Antwort.

VI.

Um 12 Uhr mittags des folgenden Tages trafen zu gleicher Zeit, von 3 Straßen herkommend das 14. (Werderkorps) und das 7. u. 2. Armeekorps zusammen.

Ein hochgewachsener, alter Herr in langem hellblauen Rock nähert sich dem Bataillon „Thorn“ und fragt: „Was für Truppe!“ „Bataillon „Thorn“ zum 1. Treffen bestimmt!“

Da antwortete der General Edwin v. Manteuffel, denn dieser war es: „Ich habe genug Linie, das Bataillon soll Gewehre zusammensetzen.“

Nun rückte „Thorn“ erst später nach. Die deutsche Artillerie war hinter den Thornern aufgefahren und beschoß den Feind, welcher die jenseitigen Höhen besetzt hielt.

Am 6. Februar 1871 brach in Ornans ein großes Feuer aus. U. a. wurden auch unsere Landsleute alarmiert und mußten Feuerwehr spielen. Die Landwehr bildete mit den Einwohnern Kette, um das Wasser zu den Feuerspritzen heranzuschaffen. Durch tatkräftige Hilfe war es gelungen, die neue Kirche inmitten brennender Häuser zu retten. General v. Manteuffel hatte mit den 3 deutschen Armeekorps, nämlich dem 7. 2. u. 14., Bourbaki über die Schweizer Grenze gedrückt, wo Bourbaki und sein Heer sofort entwaffnet und interniert wurden. Nach weiteren Märschen erreichten unsere Thorner Freunde wieder Mülhausen und am 20. März Schlettstadt.

— — — — — — — — — — —

Am Mittwoch den 29. März 1871 traf das Bataillon Thorn des Landwehr-Regiments von Krane wieder in seiner Garnison ein, wo es vom Festungskommandant Oberst von Reichenbach und dem Landrat Hoppe begrüßt wurde. Die Überfahrt über die Weichsel nach der Thorner Stadtseite (die Eisenbahnbrücke wurde erst später erbaut) dauerte eine gute Stunde. Vom Seglertor ging es zum Brückentor, von hier durch die festlich geschmückte Stadt mit Trompetenschall und Paukenschlag, voran die Innungen und die Schüler mit ihren Fahnen. Am Brückentor erinnerte die Aufschrift: Schlettstadt, Breisach, Villersexell, Héricourt an die Ehrentage des Bataillons.

Vor dem Risalit des Rathauses, wo später das Denkmal Wilhelms I stand, brachte Stadtrat Banke das Hoch auf das Bataillon Thorn aus. Daraufhin dankte Bataillonskommandeur Major Freiherr von Kaiserlingk der Stadt und dem Kreise Thorn und Strasburg im damaligen Westpreußen für den Empfang in der Heimat.

Nur eines hatte nach der Thorner Zeitung, die über den Empfang berichtete, das Komitee zum allgemeinen Leidwesen zu bestellen vergessen, nämlich bei Petrus gutes Wetter. Es hagelte oder schneite den ganzen Tag.

Hotelfledderer und Hotelpolizei

„Irrtümlich“ in fremden Zimmern.

Auch im Reiche des Verbrechens gibt es Saisonberufe. Dazu gehören besonders jene Diebesspezialisten, die keine feste Bleibe haben und aus beruflichen Gründen öfters Ort und Milieu wechseln. Gemeint sind hier nicht die Eisenbahndiebe, die ja öfters auch einen ganzjährigen Turnus absolvieren, sondern ihre Kollegen von der anderen, der vornehmeren Fakultät: die Hoteldiebe.

Es ist kein Zufall, daß die meisten großen Polizeizentralen der Welt über besondere Abteilungen für Hoteldiebe und Hotelfledderer verfügen. Es gehört viel Spezialistenarbeit und besondere Kenntnis der Materie dazu, um dieser Gaunerklasse sui generis wirksam auf die Finger klopfen zu können.

Hotelhochstapler sind zumeist keine gewöhnlichen Erscheinungen. Es sind oft gebildete und in allen Fällen — denn Kleider machen immer Leute! — gutgekleidete Herren mit

gepflegten Umgangsformen und einer routinierten, nie versagenden Geistesgegenwart.

Man lernt sie nicht von heut auf morgen, jene sieghaft-unschuldvolle Miene, mit der man einem mißtrauisch gewordenen Gast den Irrtum in der Zimmertür plausibel macht. Es ist manchmal leichter, einen ergrauten Kriminalisten hinters Licht zu führen, als einen tausendfach erfahrenen Hotelportier, der die Crème dieser Erde hat Revue passieren lassen und dabei auch manchen Blick hinter ihre Kulissen, ihre Schminkgeheimnisse getan hat.

Das ist der Hoteldieb, der Grandseigneur, der Prominente seiner Kaste: ein beherzter Gigolo, sprachenkundig und welterfahren. Und er weiß, was er tut, wenn er seine Courtoisie nicht nur den jungen Jahrgängen zuwendet.

Man hat Manolescu, den Schutzheiligen aller Hoteldiebe, einmal gefragt, welchem Umstand er die Mehrzahl seiner großen, gelungenen Coups verdanke. Er sagte: „Dem Leichtsinn der Frauen." Um das Thema: „Hoteldieb und schöne Frau," sind hunderte von spannenden Romanen geschrieben worden. Das Thema ist bis heute unverändert aktuell geblieben. Die Ironie des Schicksals will es gewöhnlich auch, daß die Hoteldiebe und Gentleman-Einbrecher ihre Karriere durch den Verrat einer Frau beschließen. Den Großen des Faches, von Manolescu bis Jean Ebner, ging es ausnahmslos so.

Übrigens: Jean Ebner hat man ihn zu Unrecht vergessen. Er war vielleicht der einzige vom Format Manolescus. Sein Tätigkeitsfeld waren die großen internationalen Hotels in Nizza, San Remo, Deauville und Trouville. Er soll sieben Sprachen vollendet beherrscht haben, trug bestechende Umgangsformen zur Schau und war ein vollendeter Kavalier. Er bestahl prinzipiell nur Leute, von denen er wußte, daß sie sehr reich waren und den Verlust verschmerzen können. Die letzte Probe seiner faszinierenden Menschenbeherrschung gab er vor dem Pariser Geschworenengericht ab. Vorsitzender, Richter und Staatsanwalt überboten sich in Komplimenten für den außerordentlichen Hochstapler. „Sie sind", rief ihm der Staatsanwalt zu, „der genialste Dieb, der je angeklagt wurde". Nun sitzt Jean Ebner schon einige Monate in Cayenne und hat zehn Jahre lang Gelegenheit, über die Untreue der Frauen nachzudenken. Denn eine Frau, Gabrielle Pomeys, seine verschwenderisch bedachte Freundin, war es, die ihn schließlich verriet.

Erinnert man sich noch an „Prinz Nikolaus Liccariu", den geheimnisvollen Diplomaten aus Bukarest? In einem großen Pariser Hotel schon durch ein bombastisches Telegramm aus Bukarest angekündigt, stieg er eines Tages mit einem Dutzend Koffer ab und ließ beim Portier so im Vorbeigehen 10 000 Franken zurück. „Bitte, regeln Sie damit meine kleinen Ausgaben". Da am nächsten Tage Sonntag war, fand niemand etwas dabei, daß sich Prinz Liccariu bei der Verwaltung 50 000 Franken ausborgte, da die Banken an diesem Tage gesperrt waren. Man fand erst am nächsten Tage etwas dabei, als der Prinz unter Zurücklassung einiger Koffer mit Kieselsteinen und Zeitungen spurlos verschwunden war. Eine Anzahl großer Hotels fiel auf diesen Hochstapler herein, der sich der Reihe nach als diplomatischer Gesandter fast aller südamerikanischen Staaten ausgab.

Wie schützt man sich nun in großen Hotels gegen diese unerbetenen Gäste? Sie bringen den Hotels oft großen Schaden. Der Bestohlene wendet sich natürlich in erster Linie an die Hotelleitung. Es kommt zu heftigen Auftritten. Das Erscheinen der Polizei würde großes Aufsehen erregen. Was bleibt anderes übrig, als den Schaden um des guten Rufes willen halbwegs wieder gutzumachen? Juristisch freilich ist das Hotel dazu nicht verpflichtet. Jeder Reisende wird darauf aufmerksam gemacht, seine Wertsachen im Tresor aufbewahren zu lassen. Vielfach handelt es sich aber bei den Bestohlenen um klangvolle Namen, deren regelmäßiges Erscheinen zu gewissen Jahreszeiten den Ruf des Hauses ausmacht. Da heißt es eben vertuschen und in den Beutel greifen.

In allen großen Hotels gibt es eine Anzahl Hausdetektive, die sich ausschließlich mit der Beobachtung der Gäste beschäftigen. Zahlreiche große Etablissements führen auch eine Art Verbrecheralbum, das eine genaue Personenbeschreibung unerbetener Gäste enthält. Die Hausdetektive arbeiten selbstverständlich Hand in Hand mit der Polizei, die ihrerseits insofern profitiert, als durch die Hotelpolizei die Verhaftung zahlreicher flüchtender Defraudanten und anderer von der Polizei Gesuchter ermöglicht wird. Eine Verhaftung im Hotel wird vermieden und wenn sie nicht zu umgehen ist, so unauffällig wie möglich vorgenommen. Äußerlich sind die Hoteldetektive kaum zu erkennen. Sie mischen sich im Foyer unter das Publikum, sie stellen sich in der Nähe der Portierloge auf und sie verkleiden sich mitunter als Hausdiener und Zimmerkellner, wenn es ihre Aufgabe erheischt. Sie haben mitunter die diskrete Aufgabe, sich über die Zahlungskraft eines auffallenden, großspurig auftretenden Gastes Aufschluß zu verschaffen, und sie haben nötigenfalls auch die Pflicht, rechtzeitig auf das Gepäck Beschlag zu legen, wenn sich die Leere eines Portemonnaies erwiesen hat.

Die Hotelpolizei, die in den letzten Jahren fast in allen großen Hotels eingeführt wurde, hat sich überall bestens bewährt. Die Überwachung eines großen Hotels mit mehreren hundert Betten ist keine Kleinigkeit, die man dem Portier allein überlassen darf. Es ist ein ununterbrochenes Gehen und Kommen, eine Flut von Menschen und Physiognomien, und es gehört viel Geschick und Diskretion dazu, um bei keinem einzigen Gast das Gefühl des Überwachtwerdens aufkommen zu lassen. Ein einziger Mißgriff, an dem niemand schuldig zu sein braucht, kann unersetzlichen Schaden anrichten.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn ein routinierter Hoteldieb jahrelang nicht erwischt wird. Er kennt die großen, internationalen Hotels ganz genau, ihre Gepflogenheiten und ihr Publikum. Er besitzt genügend Phantasie, um niemals aufzufallen und jedermann zu gefallen. Bis sich dann eines Nachts in einem halbdunklen Gang eine schwere Hand auf die Schulter dessen legt, die gerade wieder „irrtümlich" in ein fremdes Zimmer eintreten wollte.




Bunte Chronik

* **„Caruso" aus dem Kellnerstand.** Die Pariser „Komische Oper" verfügt über einen neuen Heldentenor Jean Anzani, der noch vor einigen Monaten Kellner in einem Restaurant war und von seiner Sängerkarriere nicht zu träumen wagte. Er hatte zwar den Gesang sehr gern und produzierte sich oft als Amateursänger bei Veranstaltungen im Kellnerkreise. Zufällig war einer der Direktoren der „Komischen Oper" bei einer solchen Veranstaltung anwesend. Er hörte Anzani singen und lud den Kellner zu einer kleinen Gesangprobe ein. Nachdem Anzani ein Paar Lieder gesungen hatte, wurde er gefragt, ob er jemals Gesangstunden genommen hätte. Anzani antwortete aufrichtig, daß er guten Gesang nur im Grammophon zu hören bekam. „Gut", sagte der Direktor, „wieviel Geld brauchen Sie monatlich für Ihren Unterhalt?" „1500 Franks (ca. 250 Mk.)", war die Antwort des Kellners. „Abgemacht, legen Sie die Schürze ab und beginnen Sie mit dem Gesangstudium im Konservatorium." Diese Unterredung hatte im Dezember 1929 stattgefunden und Ende Juni konnte Anzani bereits in der Rolle des Mario in der „Tosca" auf der Bühne hervortreten. Sein Erfolg übertraf alle Erwartungen.

* **Aman Ullahs Kronjuwelen kauft . . . Nadir Khan.** Exkönig Aman Ullahs Stern verblaßt immer mehr. Neuerdings sieht er sich gezwungen, die Kronjuwelen, die er auf seiner Flucht aus Afghanistan mitgenommen hat, zu verkaufen. Aman Ullah hofft noch immer, in sein Vaterland zurückkehren zu können und will den Erlös der Schätze, die jetzt zum Verkauf kommen, dazu benutzen, seine Heimkehr vorzubereiten. Man schätzt den Wert der Juwelen, unter denen sich viele antike Kostbarkeiten befinden, auf 50 Millionen. Sehr groß scheinen die Aussichten Aman Ullahs, nach Afghanistan zurückzukehren, jedoch nicht zu sein; denn als Käufer für die Kronjuwelen hat sich der jetzige König Nadir Khan gemeldet, der sie zu einem angemessenen Preis erwerben will. Er ist keinesfalls gewillt, Aman Ullah die Rückkehr nach Afghanistan zu gestatten, er glaubt offenbar, daß auch 50 Millionen dazu nicht ausreichen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.